



Frankenart

Von Dr. Leo Witz, Landsbüt a. J.



Ein einheitliches geographisches Gebilde stellt das Stufenland des Maines, das Maintal dar; in Folge seiner zentralen Lage ist es eines der bedeutungsvollsten Gebiete der deutschen Landschaften. Ist doch der Main der Fluß, der durch seine Längenausdehnung die nächste Verbindung zwischen dem Osten und Westen Deutschlands herstellt, in einer Linie, die im wesentlichen dem fünfzigsten Breitengrade folgt und daher fast genau die Mittellinie Deutschlands bildet. In dieser Richtung erscheint also der Main für die moderne Wirtschaft als eine ebenso wichtige Verkehrs- und Handelsstraße, wie er früher eine nicht minder bedeutungsvolle Völkerstraße für die Besiedelung war. Und auch in der nord-südlichen Erstreckung, soweit von einer solchen bei dem Bickacklaufe des Flusses die Rede sein kann, ist seine Bedeutung nicht zu unterschätzen als das Band zwischen Nord- und Süddeutschland, als die große Heer- und Zufahrtsstraße aus dem Lande nördlich und westlich der Gebirgsmauern des Juras in die Gebiete der Mitteldeutschen Gebirgswelle, besonders nach Thüringen und Sachsen, eine Tatzsache, die sich der Verkehr zu Nutzen gemacht hat.

In diesem Flußgebiet sitzt der edle Stamm der Franken, einer der bildsamsten unseres Vaterlandes. In der Mitte wohnend zwischen dem leicht beweglichen Norddeutschen und dem etwas bedächtigeren Bayern und Schwaben südlich der Donau, verbindet er, so von allen Seiten wirkungsvollen Einflüssen ausgesetzt, die Eigenart beider Teile glücklich miteinander. Es ist ein arbeitsames Volk, das mit zähem Fleiße dem Boden Fruchtbarkeit abringt oder dort, wo sich der Anbau nicht lohnt, mit vorbildlichem Eifer sich der Industrie und dem Handel widmet. Ein eifriger und unternehmungslustiger Geist spricht aus seiner industriellen Tätigkeit, der sich auch darin offenbart, daß er sich keineswegs hartnäckig und starrköpfig praktischen und einträglichen Neuerungen verschließt, sondern, allen Eindrücken offen, das gute Alte hingibt gegen das bessere Neue.

Er geht mit der Zeit. Dabei aber bleibt er stets alter Zeit eingedenk und erinnert sich gern der schicksalsreichen und wechselvollen Vergangenheit seiner Heimat. Denn wohl keine Völkerschaft ist so oft und so schwer von der Kriegsgewalt geschlagen worden als gerade die fränkische, auch eine Folge der Lage ihres Wohngebietes. Ich brauche nur den für Würzburgs Bürger so unheilvollen Städtekrieg und den für das ganze Fürstbistum so schreckvollen Schwedeneinfall zu erwähnen, nur an die zahlreichen und gleich blutigen Kriegszüge des grausamen Markgrafen Albrecht Alcibiades von Ansbach-Bayreuth-Kulmbach oder die langwierigen Fehden der Nürnberger gegen ihre Bedränger zu erinnern, um all die Greuel und die Angst jener Tage in den Herzen der Geschichtskundigen wieder erleben zu lassen. Diesen Umständen muß bei der Beurteilung des Charakters des Franken Rechnung getragen werden. Denn die entsetzlichen Leiden haben dieses Landschaftsgebiet teilweise nicht nur lange Jahrhunderte niedergedrückt, in der Entwicklung gehemmt, sondern dem Charakter der Bewohner auch etwas Mißtrauisches gegeben, das von manchen als eine gewisse Hinterhältigkeit angesprochen wird. Freilich der Franke ist nicht bei der ersten Begegnung redselig und offen, er ist schweigsam und zurückhaltend, er hat etwas von der Unzugänglichkeit der Tore, Thürme und Mauern an sich, die er zum Schutze seiner Städte und Städtchen erbaut hat. Aber wie hinter diesem Kranz von Toren und Thürmen, Mauern und Wällen ein geschäftiges Treiben sich abspielt, so regsam und tätig ist er in seines Geistes Werkstätte, so reich an Gefühlen ist sein Innerstes. Geschmeidiger und lebenskluger als der Altbayer, steht er diesem nicht nach an Biederkeit des Herzens, Echtheit der Treue und Frömmigkeit des Gemütes. Er ist beweglicher, lebhafter und feuriger als seine Brüder südlich der Donau. Leichtes Blut fließt ihm in den Adern, ein heiteres Temperament zeichnet ihn vorteilhaft aus. Kommt es daher, daß er so gern Wein trinkt, der an den Hängen der Täler reißt? Er weiß noch zu feiern, wo es zu feiern gibt. Er ist kein Kopfhänger und Mißmacher, kein Spielverderber. Humor und Scherz versteht er zu rechter Zeit und am rechten Ort. Locker sitzt ihm der Schalk auf der oft spottenden Zunge und des Lebens Wahrheit und der Erfahrung Weisheit weiß er treffend, wenn auch derb, in die richtige Form zu kleiden.

Schon im Kinderliede lernen wir die angeborene Freude den andern aufzuziehen hinreichend kennen, besonders in den zahlreichen Neck-, Spott- und Schimpfreimen, die oft auf nichts anderes hinauslaufen als auf eine willkürliche Verdrehung des Namens.

Ist das Hannesle mit dem Michele in Streit geraten und weiß jener seiner kindlichen Wut keinen anderen Ausweg zu geben, dann ruft er triumphierend seinem plötzlichen Gegner zu, der ihm kurz vorher noch lieber Spielkamerad war:

„Mischl, Mischl,
 Weh dei Sischl.
 Gaa naus'n Acker,
 Schneid wacker.“

Gää no en Mee,
 Wasch dei Bee.
 Setz di uf'n Etee,
 Ah bei Kafabroat allee!"

Aber Michl ist auch nicht verlegen und wartet seinerseits mit dem Sprüchlein auf:

„Hannes, Hannes, Butterbrot,
 Schlag dei' Fraa mit Lampa toot.
 Warf ja nei di Gää,
 Wärd ja dal verrocka.
 Hang ja nau'n Schloaz,
 Wärd ja volger toot!"

Verloren in des Spieles Luft sitzen s' Bärbala und die kleine Kettl beieinander und freuen sich ihrer Jugend. Da bricht plötzlich aus kindlicher Eifersucht auf die großen Spielerfolge ihrer Freundin s' Bärbala in die zornmutigen Worte aus

„Margaret, du dumme Gret,
 Wäht nit, wua dei Verla steht.
 Doudu Doudu, hinnerm Eck.
 Reigaläigt un zuagadeckt!
 Mi'n Prügel aufgeweckt!"

Diese Beleidigung läßt die also Gescholtene nicht auf sich sitzen und sofort fällt sie in die höhnenenden Verse ein:

„Bärbala, Bärbala, wis, wis, wis!
 Gää mer naus die Hofelkääh.
 Hofelkääh sen no nit zeitl,
 Gää mer naus 's Basaretsi.
 Basaretsi is no nit da!
 Heier ner keen Zimmerma.
 Heier lieber 'u Schneider,
 Dar mächt dr schöne Kleider,
 Rü a Flaakla,
 Rü a Flaakla,
 Mittane! s' Krummbirasackla."*

Fängt dann s' Bärbala zu weinen an, dann hat es für den Spott erst recht nicht zu sorgen. Denn verächtlich klingt es ihm in die Ohren:

„Gretmeichala, grei!
 Gret mer a Schöppla Weil!
 s Schöppla kauft u Gronscha,
 Du klagt ene uf die Gouscha."*

In solchen harmlosen Verwünschungen macht sich der kindliche Ärger Luft. Bössartiger schon lautet es, wenn die heranwachsende Dorf- und Stadtjugend in ihrer Spottsucht sich lustig macht über ehrsame Handwerker, denen sie bei ihren Arbeiten gaffend im Wege steht oder die vor ihrer Werkstatt die in Streit geratene Gesellschaft mit derb scheltenden Worten auseinandertreiben. Aller Hader ist

vergessen und vereint geht es über den Meister Schneider her, der es gewagt hat, der vor seinen Fenstern lärmenden Schar Kreise zu stören.

Im Chorus schallt es ihm entgegen:

„Auf dem Berge Sinai
Wohnt der Schneider Kidericki.
Seine Frau, die Margarete,
Sah auf dem Balkon und näher,
Fiel herab und fiel herab
Und das linke Bein brach ab.
Kam der Dokter angerannt
Mit der Nadel in der Hand.
Näht es an, näht es an,
Dah sie wieder laufen kann.“

Ja, der Schneider ist eine gern verspottete Figur. Ein Leidensgenosse zu ihm ist der Schuster, von dem es heißt:

„Dardes, dötten, dassen,
Der Schuster hat a Platten.
Und wenn er ein Platte hat,
Dann ist sein Schädel glatt.“

Als die fränkischen Bäuerinnen ihr Garn noch zum Weber gaben, da war auch dieser oft das Ziel des Spottes der Kinder, denn es wurde ihm zugerufen:

„Bawerla, mawerla, wick, wick, wick,
Mach mer ner mei Luach nit dick!
Mach mer ner ten Knour'n nei,
Süß muacht du a Schpitzbua' sei.“

In Escherndorf am Main singen Süßlein und Mägdelein, wenn ein Floh vorüberfährt:

„Schiffmann guter, der Teufel is dei Bruder,
Hat e rots Käpple auf, siht e Portion Eierli drauf.“

Selbst vor der Respektsperson des Lehrers machen die Kinder mit ihrem Spott nicht Halt. Sind sie einmal weniger gut auf ihn zu sprechen, so heißt es von ihm:

„Hi, ha, hatsch,
Unser Vöhrer spricht nur Quatsch.
Hi, ha, ham,
Er ist furchtbar dumm.“

Es ist beinahe undenkbar, daß in Franken zwei Nachbardörfer in so völliger Harmonie miteinander leben, daß das eine dem anderen gar nichts vorzuwerfen hätte. Bestehen auch keine Reibungsflächen zwischen den beiderseitigen Burschen, an die man doch in erster Linie denken könnte, so kennen sich doch die streitbaren Buben als unerbittliche Feinde, die ihre heißen Kämpfe austragen bei den Wallfahrten in den Bittagen oder gelegentlich des Zusammentreffens auf der Gemarkungsgrenze bei den sonntäglichen Streifzügen durch Flur und Wald. Hänfelnende Worte sind die Einleitung der „Begrüßung“, dann regnet es Steine,

bei näherem Aufdenleibrücken Püffe und Stöße, bis schließlich eine allgemeine Rauferei entsteht. Ist dadurch das allzu hitzige Blut etwas abgekühlt und abgescrückt worden, dann macht man seiner Wut durch gegenseitige Verpöhtungen Luft, die auf mehr oder minder bekannte und zutage tretende Schäden des Körpers und Geistes oder auf schon viel geschmähte Schilddürgerstreiche der sich beschimpfenden Dörfler hünzielen, die aber auch ein untrüglisches Zeichen dafür sind, in welchem Ruf und „Geruch“ die Bewohner einer Ortschaft bei ihren Nachbargemeinden stehen.

Unübertroffen sind darin die Speffarter, die einem jeden Dorfe einen seine Bewohner charakterisierenden Spitznamen beigelegt haben. So nennen die Erlensbacher (a. Main) die Einwohner von Klingenberg „Klingenger Spaze“, die von Trennfurt „Trennfurter Türke“, die Kößfelder werden „Hannake“ genannt, die Mechenharder „Strohtöpf“, die Elsenfelder „Sandhase“, und die Obernburger „Handumme“ (wenn die Kirchenglocken läuten, so sagen die Elsenfelder auf der anderen Seite des Mains: „Horch se leite scho widder Handumme, Handumme“). Die Bewohner von Ruck heißen „Krummbiradricker“ (sie essen viel Kartoffeln), die von Grofwelzheim „Scholleklopper“ und die von Waldaschaff „Herrgottsdiebe“. Auch im übrigen Franken ist diese Art der „nachbarlichen Hochschätzung“ nicht unbekannt. Im Wertale liegt das Dörfchen Stetten. Die Jugend dieses Dörfchens liegt zu Zeiten mit ihren Altersgenossen in den Nachbargemeinden in grimmiger Fehde und so fehlt es auch hier nicht an spottreichen Bezeichnungen und Charakterisierungen. Die Bewohner von Stetten heißen selbst „die Stäiter Sloger“. Die von Heflar führen den schönen Namen: „Hähler Guckgacke“ (sie sind von kleiner Gestalt, haben kurzen Hals, etwas schwulstige Lippen und den Mund viel offen stehen). Die Gussenheimer werden mit „Guffemer Bräcker“, die Karlstädter mit „Kroaschter Schinütel“ oder „Kroaschter Bohnasäck“ (Bohnensäcke), die Zellinger mit „Zwiebelhouck“ und die Binsfelder mit „Bisfelder Lannezoapfa“ tituliert.

Wenn die Schuljugend der Gemeinde Egenhausen in der Nähe von Schweinfurt ihrem Unmut über die umliegenden Ortschaften Ausdruck geben will, dann bezeichnet sie die Einwohner von Basbühl mit „Basbeler Gula“, die von Brebersdorf mit „Hefasäck“, die von Schleerietz mit „Schlerter Böck“ und von Heltersheim, einem reichen Bauerndorfe, geht der Spruch um:

„Galdersum, Galdersum,
 It unerkehli reich
 Und wenn e alta Gäs verreckt
 Gährt alles mit zur Reich“.

Oder es heißt von ihm:

„Galdersum hat en Soldat und dar it krumm“. Die Egenhäuser selber werden mit dem stolzen Namen „Hochsäcker“ belegt. Die Geringschätzung, in der bei ihnen ihre Nachbarorte stehen, drücken die Würzburger Sassenjungen in dem Verse aus:

„In Kottenbauer wird's Leben sauer.
 In Kiri (Kirchheim) wird mer schmiri (schmutzig).
 Buchshadt, das hab i ganz satt.
 Lindflur liegt über der Schnur.
 Reichenberg ist arm an Geld und reich an Berg“.

Von Erlabrunn, Rist und Eisingen singen sie:

„Erlabrunn gäh ich drum.
 Wenn ich von Rist und Eisinga nig wär“.

Oft genug klingt es den Bewohnern von Gortz seitens der Riffinger Buben in die Ohren:

„Eia popera, die Sanja,
 Riffinga liegt bei Hausa;
 Plegt e Dörfla nah dabel.
 I me, des muahet Gortz sel.
 Eecht mer di böasa Kinnerst-wei“.

Und wer wollte der Dorfjugend von Willanzheim wehren, wenn sie ihrem Anmut über die Dörfer Hüttenheim, Bullenheim und Iphofen durch das Verschön Ausdruck gibt:

„Hüttena, Bullwa und Iphouf.
 Ham sa ten Bud'l, fou ham sa 'n Krouf“.

Wie die Jungen so die Alten, nur daß deren Humor noch drastischer, ihr Spott noch anschaulicher, aber auch bösertiger ist. Schon in der Art und Weise, wie der Franke seinen Ortsnachbar bezeichnet, liegt ein schalkhafter Humor. Er nennt ihn nur selten mit dem Familiennamen. Gewöhnlich ist der Name des Vaters oder Großvaters oder auch Urgroßvaters maßgebend, ja nicht selten geht der Name des einstigen schon längst verstorbenen Besitzers des Hofes auf den derzeitigen Eigentümer über und vererbt sich mit dessen Familie fort. Von Bedeutung ist weiterhin die Lage des Hauses, des Inhabers Aussehen, seine körperliche Beschaffenheit, sein geistiges Können oder Unvermögen, mehr oder minder bekannte moralische Defekte und besondere äußere Untugenden, sein geschäftliches Gebahren, seine Beschäftigung, seine Vorliebe für das und jenes, sein öffentliches Auftreten, ja sogar seine politische Anschauung. Einen weiten Spielraum nehmen dabei die Spitznamen ein, vor denen beinahe kein Ortseinwohner verschont bleibt; das Volk hat nur zu bald eine schwache Seite ausfindig gemacht, die es dann in seinem boshaften Witz ausbeutet.

Solcher Namen seien zunächst einige aus dem schon genannten Stetten angeführt:

Dickerlestapperles Appel — Kläsles Michl — Balesdicke Dorl — Schimmelskoapperles Koarl — Manersdicker (der Vater war Man und zum Unterschied von seinen Brüdern wird er „Dicker“ genannt). Dessen Frau heißt entsprechend: Manersdikere. Als „Gäulstilian“ bezeichnet man einen Bauer wegen seiner Vorliebe für die Pferde, einen anderen als „Hofbauer“, weil er groß und dick tut wie ein solcher. Eine Dorfratsche ersten Ranges heißt „Woaffl“, eine andere Frau führt den Namen „Prah“, weil sie ihre Geschwister bei der Teilung übervorteilte,

wieder eine andere den Namen „G-Kunl“ (Kunigunde), setzt sie doch vor jedes Wort, das sie spricht, ein „e“; eine vierte heißt „Butterle“, denn sie prahlt immer und überall damit, wie viel Butter sie wöchentlich ausstößt.

Weiter folgt Erlendbach am Main. — Hier gibt es die Namen: Schauffepius Heinrich, — Speßjamichels Ludwig — Bismarck, — Beobachter, — Bischof, — Ottobubchen, — Nickelschuster, — Hoppetäschche, — Bayer. Aus Glattbach bei Wschaffenburg stammen folgende Bezeichnungen: Elektrisch Marieche; — Zeppelin (Hat sich mit dem Bau von Zeppelin-Modellen abgegeben). Werr Peter (der Vater hieß Werr); Freile Marie Hase Jakob; — Berges (Hat bei Berges in Wschaffenburg das Barbierhandwerk gelernt); — Schulbergs Alois (Wohnt am Schulberg); — Bäckers Jakob (Wohnt dem Bäcker gegenüber); — Spitzfaritäter (Böser Mann); Wackelig Babett; — Dick-Pies; — Höfches Marie (Wohnung beim „Höfchen“); — Brummelliesche (spricht undeutlich); — Plappergretl (Dorfbase); — Schnappes Joseph und Hinkelsche (die so Benannten hinken); Scheyppmaul (weil schiefer Mund).

Schließlich seien noch aus Ebern einige charakteristische Bezeichnungen angeführt: Die „Zudeck“ (so heißt ein Mann, der, als er einmal in der Schule Hauptwörter nennen sollte, anfang: Die „Zudeck“, das „Kopfküß“, das „Sauertraut“). Eine Familie heißt die „Hooresnickls“, ein Mann heißt der „Süß“, ein anderer „Pfeusenpeter“, ein dritter „Kieselsheiner“, ein vierter „Bögelandres“; eine Frau wird „der Bäger“ genannt, eine andere „der Amboß“. Von den vier Sattlern, die im Städtchen wohnen, heißt der eine „Estadronsattler“. „s lewendig Extrablättla“ wird ein Mann genannt, weil er alle Neuigkeiten zuerst weiß.

Im gewöhnlichen Verkehr ist die Sprache des Franken von einer geradezu unübertrefflichen Anschaulichkeit, da er sehr gerne zur Charakterisierung des äußeren und inneren Menschen oder zur Beurteilung mancher Lebensumstände mit Vergleichen operiert, die alle von einer eingehenden Beobachtung der Natur und der den Menschen umgebenden Verhältnisse zeugen. Klar, naturwahr und ohne Schminke bringt er des Lebens Weisheit und seine tägliche Erfahrung zum Ausdruck. Freilich nicht zimperlich greift er dabei zu, sondern oft recht derb und voller Satire, aber so treffend, daß manche seiner Ausprüche zu geflügelten Worten geworden sind, die überall kursieren und immer wieder gebraucht werden. Ein unverhältnismäßig stark entwickeltes Kinn ist ihm ein „Weißwasserteßl“, ein sehr corpulentes Frauenzimmer eine „Weibutr“, eine schmutzige Person eine „Wiww'l“, ein gebrechlicher, bejahrter Mensch „u' alter Schärm“, eine schlumpige, unreinliche Frauensperson eine „Wschlumpungs'l“, ein hochaufgeschossener, schlanker Mensch, der einen schlappen Gang hat, ein „Schanganf'l“, eine Frau, die vor den Augen der Leute liebenswürdig gegen ihren Mann, zu Hause aber ein Teufel ist, „Gassa-Eng'l“, eine dicke Person „Trumm'l“, ein Bielefser, ein verlogenes Subjekt „U'flar“, ein Mann, der überall Bedenklichkeiten oder Zweifel hat, in allen Dingen Schwierigkeiten findet, „Zwaifelschäiher“, oder „Difficultetenschäiher“, eine furchtsame Person „Veedfaiga“, ein saurer Wein, der den Leib mit seiner Säure durchbeißten möchte, „Ranzabaisher“. Von einem Schnüffler, der alles aushorcht, sagt er: „Ar it a

Schmeckablot", von einem schlechten Menschen, dem nichts mehr heilig ist: „Dar täucht nit amal zon Schreibpapier" (Schreibpapier macht man aus Lumpen). Die Bewohner der zahlreichen Häuser auf der Domstraße, wo wegen Mangels an Aborten die Notdurft in Butten verrichtet werden mußte, erhielten den Namen „Buttaschaiser". Von einem unreinlichen Menschen, der sich die Haare nicht abschneiden lassen mag, sagt der Franke: „Dar bricht a sein Wolla a ten Kamm z'sama".

Sehr vielseitig ist die Ausdrucksweise, der er sich zur Bezeichnung eines mageren, dünnen Menschen bedient. Er vergleicht ihn mit einem dünnen Pfahl und nennt ihn daher einen „Zagel", oder er sagt von ihm: „Dar kann in 'n Rod'lbüchsla übernacht blei". — „Ar sieht aus, wie a aus'foudner Schneider, . . . wie a Kreuzerstölla, . . . wie wenn er'n Stehbruch verbrönn't hätt". — „Ar it sou dörr, ah mer'n aufschmelz muah, wenn 'r g'storm it, löst mögna die Wörmer nit amal frah", „. . . ah mer'n dorch a Schlüß'louch bloah kann", „. . . aff'r leicht in 'n Bloahroar schlaff könn't". — „Blei in Schatt'n, dah di die Sunna nit oubrönn't". Überhaupt fällt es ihm nicht schwer, durch einen etwas derb lautenden, aber treffenden Vergleich einen Menschen seinem Äußeren nach zu charakterisieren, damit zugleich auch oft dessen innere Gesinnung andeutend. Will er die auffallende Blässe eines Menschen angeben, so sagt er: „Ar sieht aus, als wenn er'n Loutagrawer davou gelöff'n war" oder „ar sieht aus, wie a Leichapräidi"; von einem Manne oder einer Frau mit einem runzeligen Gesicht heißt es: „Dar (dia) it ei'gschrumpft wie a Laderapfl, dar bis Neujahr an Bamheng gebliem it". Das süßlich lächelnde, strahlende Gesicht eines Verliebten bezeichnet er mit: „Ar mecht a S'icht wie Kannlzucker" und das naive, scheinheilige mit: „. . . wie Heiligabildla", das herausfordernde und unternehmende Gebahren beantwortet er mit dem Spotte: „Ar sieht aus, wie wenn 'r 'n Teuf'l die Hörner g'stugt hätt". Und will er schildern, wie blutig und zerrissen einer bei einer Keilerei weggekommen ist, so sagt er; „Ar sieht aus, wie wenn 'r 'n Ochs gegow'lt hätt".

Das tappige Sichanstellen eines Menschen zu einer Arbeit gibt ihm Veranlassung zu dem Ausspruche: „Dar stellt si ou, wie der Uff son Patronatayla pus'n", — „wie der Floa zon Schwimma", — „. . . wie die Kanzl zon Präidig'n", — „. . . wie die Sau zon Wasch'n".

Lassen sich ein paar Burschen über die oder jene Dorfschönheit aus, dann heißt es von ihr, sollte sie ihren Ansprüchen auf eine üppige Brust nicht genügen: „Bei dara gäats sou grad owi wie bei'n Fassealesstaek'n. Gibt einer dem anderen die Lehre, einem, der Gefälligkeiten nicht zu würdigen versteht, solche nicht zu erweisen, so tut er das mit den Worten: „'n gar'shtia Mädla söll mer te Schmüßla ga, weil si's wos drauf ei'bild".

Der alte Schulzekapper klagt seinem Nachbar, dem Modellsantonsjohann, sein Leid, daß er, seitdem sein Sohn die reiche Frau heimgeführt habe, gar nichts mehr in seinem Hause gelte. Da tröstet ihn der andere mit den Worten: „Wenn mer die Peitsch'n aus die Hand geit, hat's Knall'n aufgehört. Dei Alfons

hat sei Pfeuf'n g'schnied'n". Da bricht der Alte von neuem in Zorn aus über die Undankbarkeit seines Sohnes und voll Ärger und Unmut droht er dem Abwesenden: „Aus mein Duf'n frist 'r te Broat mehr. Ar it g'scheit genugf; ar läßt si die Nüz auffklopf¹⁾. I schlog 'n Rog'l nei, ar hengt sei Mug'n na²⁾. Freili sei Hof'n stäat 'n henzet hoch, ober hint gukt'n 's Höm raus³⁾". Da tröstet ihn sein Nachbar mit dem beherzigenswerten Spruche: „Wos a Kaffeeshol'n war will, muah'n Kaffee vertrog könn⁴⁾".

Im Wirtshaus geht es heute wieder gar lebhaft zu. Nachdem man sich am Tarot glücklich getan, entspinnt sich über einzelne abwesende Ortsnachbarn ein reger Disput. Dieser und jener wird durchgehohlet und von dem Dorfschneider, über dessen nun geschlossene Ehe man mit den abfälligen Worten hinweggeht: „Di höm a Paradies, wua 's nach Schwastl und Pach riacht", kommt man auf einen vor Jahren ins Dorf zugezogenen Mitbürger zu sprechen, der durch seine Heirat reich geworden, ein in den Augen der Dorfbewohner allzu hochmütiges Wesen zur Schau trägt, das mit seinen Geistesgaben nicht gerade übereinstimmt. „Ar hat's erst Vouch dorch die Nähnod'l geblosen" läßt sich der eine vernehmen und rasch pssichtet ihm ein anderer bei: „Du hast racht, dan sei Och'sn gam alla Millich", um unter dem Gelächter aller von seinem Nachbarn übertrumpft zu werden, der meint: „Dar wor a scho in Stoll vo Bethlehem". „Wos wiste denn, von 'n Och'sn fast nit mär verlang wie Stück Rindfläsch", ließ sich ein vierter aus über des Besprochenen Tätigkeit als Gemeinderat. Da erschallt von dem anderen Tische herüber der beifällig aufgenommene Zuruf: „Och'sn g'hoärn nan Pfluag un nit an Ratstisch".



¹⁾ Durch meine Verdienste will er Vorteil haben.

²⁾ Ich tue die Arbeit, er nützt die Vorteile derselben aus.

³⁾ Er ist stolz ohne Ursache.

⁴⁾ Du darfst über deine Lage, die du dir selbst geschaffen hast, nicht klagen.

Beziehungen der Reichsstadt Heilbronn zum fränkischen Adel

Von Dr. M. v. Rauch in Heilbronn



In der näheren und weiteren Umgebung der Reichsstadt Heilbronn faß eine große Menge von Adelligen, zu denen die Stadt im Allgemeinen freundliche Beziehungen unterhielt. In späteren Zeiten hatte bekanntlich der zum schwäbischen Ritterkreis zählende, aber dem Volksstamm nach zu Franken gehörige Ritterkanton Kraichgau seine Kanzlei in Heilbronn, wie auch vorübergehend der nachher in Kochendorf ansässige fränkische Ritterkanton Odenwald; namentlich im 18. Jahrhundert bildete die Reichsstadt einen Mittelpunkt für den Adel der Umgegend, da viele Familien in der Stadt wohnten und ihre Söhne das Gymnasium besuchen ließen und auch die auf ihren Gütern sitzenden Adelligen aus geschäftlichen und gesellschaftlichen Gründen oft hereinkamen. Letzteres war auch schon in der Zeit um 1500 der Fall¹⁾, wie denn z. B. die Ritterschaft 1499 ein „Stecken“, und 1508 eine Fastnachtfeier in Heilbronn veranstaltete, und 1485 die Grafen, Herren und Ritterschaft von Franken, Schwaben, Bayern und Rheinstrom eine Versammlung abhielten, auf der der sog. „Heilbronner Turniervertrag“ zustandekam. Um 1500 hatte Heilbronn namentlich zu den Herren von Gemmingen, die einen Hof in der Stadt besaßen, von Liebenstein, von Ehrenberg, von Keipperg, von Adelsheim, von Helmstatt, von Berlichingen u. a. rege und freundliche Beziehungen, wie sich denn einige Adelsfamilien z. B. die von Liebenstein, von Sachsenheim und von Ehrenberg, auch mit Heilbronner Geschlechtern verschwägerten. Sogar mit dem benachbarten Raubritter Hans Teisacker gen. Massenbach wußten Heilbronn und Wimpfen, als er vom Schwäbischen Bund, dem beide Städte angehörten, seit 1502 befehdet wurde, einen Bruch zu vermeiden. Ebenso wünschten es Heilbronn und Wimpfen bei der 1512 zwischen Götz von Berlichingen und Nürnberg ausgebrochenen Fehde zu machen und suchten, als Götz in der Folge vom Schwäbischen Bund bekriegt wurde, zu erreichen, daß sie sich wenigstens nicht offen am Kampf gegen ihn zu beteiligen brauchten. Daß Götz, dem Heilbronn mehrmals Geld vorgestreckt hatte, 1519 im Krieg des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg nach dem Fall des von Götz verteidigten württembergischen Städtchens Möckmühl als Gefangener des Bundes nach Heilbronn gelegt wurde, war der Stadt äußerst unangenehm und noch mehr, daß er dann auf Befehl des Bundes für kurze Zeit in den Turm gebracht werden mußte; die Stadt kam dadurch in eine bedrohliche Lage zu dem im bündischen Heer dienenden Adel, der unter seinem Wortführer Franz von Sickingen für Götz eintrat; es kam schließlich zu einer Einigung durch die Vermittlung Jörgs von Frundsberg.

¹⁾ Quelle für alles Folgende ist das Heilbronner Urkundenbuch, namentlich Bd. III (Württemberg. Geschichtsquellen Bd. XIX. Erg. 1916).